



[Nachdruck verboten.]

Von Bruderhand.

[2] Roman von Doris Frein v. Spätgen.

Die Fürſtin ſelbſt, eine noch immer recht ſtattliche Dame von fünfzig Jahren, deren etwas volle Züge noch deutliche Spuren einſtiger Schönheit trugen, war nicht von fürſtlicher Geburt, ſondern ein vermögensloſes Adelsfräulein geweſen. Im Hauſe ihres Vaters, des Generals v. Maltiz zu Berlin, hatte ſie anſänglich eines großen offiziellen Balles Fürſt Amberg kennen gelernt, welcher ſich alſobald in das reizende Mädchen verliebte und, da er als begüterter Privatmann bezüglich der Wahl ſeiner Lebensgefährtin keine Rückſichten zu nehmen hatte, es als Gemahlin heimführte. Sie beſaß indeß noch eine um ſechs Jahre jüngere, bei Weitem ſchönere Schweſter, welche nach des Generals Tode, als die ſtärkeren ſich in kleinere, beſcheidenere Verhältniſſe zurückgezogen, einen, wie man ſagte, ſteinreichen Amerikaner, Mr. Jefferſon, geheiratet, der bei der amerikaniſchen Botſchaft angeſtellt war und lange Zeit um das ſchöne Mädchen geworben hatte. Die Generalin v. Maltiz konnte ſich jedoch trotz der ſich bietenden glänzenden Ausſichten nur ſehr ſchwer entſchließen, ihr Kind ins ferne Ausland ziehen zu laſſen. Der anfänglich rege Briefwechſel zwiſchen den Schweſtern war nach und nach recht ſpärlich geworden, ſo daß oft zwei bis drei Jahre vergingen, ehe einmal eine Nachricht aus Amerika in Wuſterode eintraf. Allein Fürſtin Mathilde wußte, daß Mrs. Jefferſon in den glücklichſten Verhältniſſen lebte und nur eine Tochter beſaß. Ungefähr eine Woche nach Oſtern war nun plötzlich ein Schreiben aus dem Auslande eingetroffen, worin Mrs. Jefferſon der Schweſter ankündigte, daß ſie geſonnen ſei, ihr einſiges Kind, Georgina Martha, für einige Monate beſuchsweise nach Deutschland herüber zu ſchicken, damit dieſe nicht allein die Sprache ihrer Mutter ſich aneignen, ſondern auch einen erweiterten Geſichtskreis erhalte und deutſche Verhältniſſe aus eigener Anſchauung kennen lerne. Sie und ihr Gatte hofften, die Tochter werde im Hauſe der lieben Verwandten eine gaſtliche Aufnahme finden. Der alte Fürſt, welcher hiñſichtlich ſeines älteſten Sohnes jede Zerſtreuung und Aufſeuerung ganz beſonders liebte, beſchwichtigte ſofort die Bedenken ſeiner etwas jaghaften Gemahlin, indem er meinte, jener Beſuch könne viel leicht auch von gutem Einfluß auf Brigitte ſein. Somit fandte denn die Fürſtin ein ſehr herzlich gehaltenes Gegengreiben ab, worin ſie ihre Freude ausſprach, die unbekante Nichte recht bald als liebe Gaſt in Wuſterode begrüßen zu können.

Das gaſtfreie Haus beherbergte jedoch noch eine andere nahe Anverwandte des Fürſten, die Tochter ſeines verſtorbenen Bruders, welche bereits als Familienglied betrachtet wurde, da ihr Beſuch in Wuſterode ſchon anderthalb Jahre währte. Prinzessin Joachima beſaß kein eigentliches Heim; ihr Vater war früh geſtorben, und die Mutter, eine ſehr ſchöne, lebensluftige Frau, hatte ſich bald nach dem Trauerjahr mit einem öſterreichiſchen Grafen wieder vermählt, welcher niemals Liebe und Intereſſe für die kleine Stieftochter gezeigt, ſondern ſie einem Wiener Erziehungs Hauſe übergeben hatte. Als darauf die Zahl von Joachima's Stiefgeſchwiftern ſich von Jahr zu Jahr vergrößerte, wurde die Aufſorderung des Onkels und Vormundes aus Wuſterode, das junge Mädchen zeitweiſe ſeiner Obhut anzuvertrauen, ohne Zögern angenommen.

Prinzessin Joachima war das echte ſorgloſe Wiener Blut. Mit ihr zog ein neuer Geiſt in das Schloß und man konnte ſich ſchon nach zwei Wochen Wuſterode ohne ſie kaum mehr denken. Wie eine Elſe ſo leiſtlich und grazioſ hüpfte und tanzte ſie über Gänge und Treppen und früh und ſpät tönten ihre luſtigen Lieder durch das Haus.

Als das wirklich auffallend ſchöne, zwanzigjährige Mädchen ſeinen Einzug hielt, ſchüttelte Fürſt Amberg den Kopf über die Duzende von Wiener Toiletten und eleganten

Modehütchen, womit die rieſenhaften Reiſekoffer angefüllt waren. Er hielt ſich verpflichtet, die Nichte über ihre Verhältniſſe aufzuklären, indem er kund gab, daß das Vermögen ihres ſeligen Vaters auf ein Minimum zuſammengeſchmolzen wäre, allein das bemog die junge Prinzessin durchaus nicht, ſich in ihren Anſprüchen und Gewohnheiten zu beſchränken. „Nah, Mama meint, ich müſſe à tout prix einen reichen Mann heirathen; gelt, ja, Onkelchen, und der wird ſchon kommen!“ gab ſie lachend dem Vormunde zur Antwort, wenn er ihr wieder einmal Vorſtellungen darüber machte, daß ſie mit dem ausgeſetzten Taſchengelde durchaus nicht auszukommen verſtände. Aber Fürſt Amberg war auch wieder ſchwach genug, dem liebreizenden Geſchöpf die erſtaunlich hohen Modifiſten-Rechnungen fortgeſetzt zu bezahlen. Prinzessin Joachima ſtand mit Jedermann im Hauſe auf gutem Fuße, der Onkel verhätschelte ſie, die Tante ließ ſich durch ihre ſpaßigen Erzählungen gern erheitern, die Domeſtiken vergötterten ſie, und ſelbſt die hochmüthige, mürrische Brigitte konnte — für Stunden wenigſtens — in der Kouſine Geſellſchaft ihre Sportinterreſſen vergeſſen und ganz mädchenhaft und ſittſam werden. Nur Einen gab es im Wuſteroder Schloſſe, dem Prinzessin Joachima, ſchon vom erſten Sehen an, ſichtlich auszuweichen ſchien und in deſſen Nähe eine gewiſſe Befangenheit und Zurückhaltung an ihr bemerkbar wurde. Das war ihr Vetter Carlos. War es nur ſtummes Mitgefühl mit des ſchönen Mannes Leiden, oder eine Art ehrfurchtsvoller Scheu, die ſeine erſten Augen ihr einflößten? — das hatte noch Niemand, und ſie ſelbſt wohl am wenigſten, zu ergründen vermocht. Allein wo immer es anging und ohne zu ſehr aufzufallen, bemühte ſie ſich, dem Vetter auszuweichen, um einem direkten Geſpräch mit ihm zu entgehen.

„Sie iſt noch das reine Kind, und Kinder haben ſiets eine unbewußte Abneigung gegen Kranke, denen ſie gern aus dem Wege gehen. Der Archibald wird ihr ſchon beſſer gefallen, der mit ſeinem leichten fröhlichen Sinn könnte einen beſſeren Geſellſchafter für unſeren Singvogel abgeben. Wenn er kommt, wer weiß . . .!“

Als Fürſt Amberg dieſe Aeußerung gegen ſeine Gemahlin, die ihre Verwunderung über das oft ſonderbare Weſen der Nichte ausgeſprochen, laut werden ließ, fehlten nur noch wenige Wochen an der bereits mit Ungeduld erſehnten Rückkehr des zweiten Sohnes.

Ebenſo ſah man der Ankunft Miß Georgina Martha Jefferſon's, welche ihr glückliches Eintreffen in Southampton ſchon per Depeſche angekündigt, mit Spannung, indes auch mit etwas Unruhe entgegen.

II.

In der Thür des Bahnhof-Gebäudes der kleinen Eisenbahn-Station B . . . ſtanden zwei Frauengeſtalten und blickten mit ängſtlich fragenden Augen juchend umher. Nur ein einziger hochrädiger, gelber Gig, mit zwei prächtigen Füchſen beſpannt, hielt auf dem Vorplatz. Der noch ſehr jugendliche Koffelentker ſchaute ſchläfrig vor ſich hin und ſchien von den mit dem Nachmittagszuge um 5 Uhr ſoeben angekommenen reiſenden Gäſten keine Notiz zu nehmen. Die feuchtwarme, biſher dunſtige Atmosphäre des Waiſages war jezt in leiſen Regen übergegangen.

„Sonderbar! Niemand hier, um mich zu begrüßen, nicht einmal einen Diener hat Tante Mathilde mir entgegengeſchickt!“ flüſterte ein hochgewachſenes junges Mädchen in kleidamen grauen Reiſeanzuge einer bereits grauhaarigen alten Negerin in engliſcher Sprache zu, wobei über den feingezichneten, ſchwarzen Augenbrauen an der Stirn eine tiefe Falte des Unwillens ſichtbar wurde. „Und dieſer offene, unbequeme Wagen! Wir werden die Regenschirme aufſpannen müſſen, Joſie.“

„Jes, Miß Martha“, verſetzte die Dienerin einſilbig und äußerſt kleinlaut, während ein verächtlicher Zug um die wulſtigen Lippen ſpielte. Auch Joſie machte dieſer ſeltſame Empfang nicht ſehr verwandſchaftlich, zumal nicht fürſtlich erſcheinen.

„Nun, wir wollen uns diesem Jüngling dort doch wenigstens verständlich machen und ihm sagen, wir seien die Erwarteten, die nach dem Schlosse meiner Verwandten hinüber wollen“, sagte die junge Dame in erzwungenem Humor, indem sie nun hoch-erhobenen Hauptes, von Josie gefolgt, über den Riesplatz dem Wagen zuschritt.

Bei Annäherung der beiden Frauen starrte der Kutscher mit weit aufgerissenen Augen in der alten Negerin Gesicht, brach dann in ein dummdreißiges Lachen aus und knallte ein paar Mal, als ob er seinem Heiterkeits-Ausbruche mehr Nachdruck zu geben wünschte, mit der Peitsche.

„Ist hier — die Aferode — Wagen?“ fragte die junge Amerikanerin sichtlich verlegt in gebrochenem Deutsch.

„Ja wohl, Fräulein“, klang es kurz mit eigenthümlich pffiffigem Lächeln zurück, indem der Angeredete den Hut nur unmerklich lüftete.

„Habe — keinen Platz — für Koffer?! Mit diesen Worten wies Miß Martha Georginia nach den kleinen tuchgepolsterten und für den Transport von Gepäckstücken durchaus nicht eingerichteten Sitzen hin.

„Koffer? Ja, die wird der Herr Rentmeister erst morgen abholen lassen — hat er gesagt“, lautete der wenig tröstliche Bescheid.

Hüßlos, allein, finsternen Blickes schaute die Dame nach dem Bahnhofs-Gebäude zurück. Kein Gepäckträger, kein männliches Wesen war zu erblicken. Josie, die ihre junge Herrin zu verstehen schien, hob nun einen eleganten nickelbeschlagenen, kleinen Handkoffer und ein umfangreiches Schirmpaket eigenhändig auf den Kutscherbock, worauf die Frauen aufstiegen und den rückwärtigen Wagenstisch einnahmen.

„Wie lange — Aferode?“ fragte Miß Georginia, nachdem man eine Weile in dem immer stärker werdenden Regen fortgefahren war.

Mit stupidem Grinsen schaute ihr der Koffelkenner ins Gesicht, was deutlich bewies, daß er sie nicht verstanden hatte.

„Lange Fahrt?“ verbesserte diese ihre etwas undeutliche Frage.

„D nein, Fräulein. Eine halbe Stunde nur. Wir müssen auch tüchtig zufahren, da der Herr Graf mit denselben Pferden heute noch einmal zur Bahn will.“ Das war der Inhalt der im allerhöchsten Deutsch gegebenen Erwidrerung. Dabei ließ der Kutscher die Peitsche über die Pferde hinwegsausen, so daß diese munter ausriffen.

Der Herr Graf? Kopfshüttelnd und fragend blickte die Amerikanerin auf Josie; doch da die Verhältnisse von Schloß Wusterode ihr gänzlich fremd waren, so meinte sie, dieser Ausdruck müsse wohl seine Nichtigkeit haben.

Die Negerin hielt den aufgespannten Schirm vorsorglich über das allerliebste Püthen ihrer Herrin, so daß diese von der ohnedies in Nebel und Regen gehüllten Gegend nicht viel zu sehen bekam. Nachdem man etwa zwanzig Minuten gefahren war, richtete Miß Martha Georginia aufs Neue an den Kutscher das Wort:

„Habe — viel Gäste in Schloß?“

„Gäste? Haha! Bei uns giebt's Jahr aus Jahr ein Gäste! Ja, ja, Fräulein, 's geht manchmal ein bißel lustig zu, aber so 'ne Sorte, wie die da . . .“ er deutete grinsend nach der Negerin, „haben wir doch noch nicht gehabt. Ha ha ha!“

„Dort ist unser Schloß, Fräulein“, ließ der junge Kutscher

sich nach einer Weile wieder vernehmen, wobei er mit dem Peitschenstiel nach einem hinter prächtigen Baumgruppen halb versteckten Bauwerke wies, dessen hohes spitzes Ziegeldach von dem saftigen Maigrün der Umgebung gar merklich abfiel. Sonst bot die Gegend ringsum wenig Abwechslung, eine endlos lange Pappelallee, ein blühendes Rapsfeld und die sich aneinander reihenden Gehöfte eines Dorfes, das war Alles, was die Reisenden zunächst wahrzunehmen vermochten. Wie so ganz anders, bei Weitem imponanter hatte Martha Georginia sich das Fürstenschloß ihrer Verwandten gedacht. Ein auf einem Hochplateau gelegenes Herrenhaus, von großem Parke umgeben, durchaus kein burgähnlicher Bau aus der Ritterzeit, wie ihre lebhafteste Phantasie es sich gedacht — das war es, was hier vor ihr lag. In scharfem Trabe fuhr das leichte Gig jetzt um die Ecke, worauf es alsbald in einem gepflasterten Hof einbog, von wo aus die volle Front des Herrenhauses sich nun auch den Blicken darbot. Nach wenigen Augenblicken standen die feurigen Füchse, wie an die Erde gewurzelt, still. Der Wagen hielt am Portal.

Eine Reihe nur durch festbare Portiären getrennter, eleganter Herrenzimmer war glänzend erleuchtet und die tabaksdunstige, heiße Luft bildete einen seltsamen Gegensatz gegen den draußen niederriehlenden, erfrischenden Mairregen. In einem saalartigen Gemache befanden sich etwa 10 bis 12 jüngere Herren, welche in höchst ungezwungener Weise plaudernd, rauchend und lachend an verschiedenen Tischen saßen. Eine in der Mitte des Gemaches stehende größere Tafel zeigte noch deutliche Spuren von einem eben dort beendeten Feu. Jetzt schien eine Pause eingetreten zu sein, da zwei Lakaien in goldbetrehten Vivreen Wein und Erfrischungen herumreichten, und der Hausherr, ein großer, vielleicht dreißigjähriger, auffallend schöner Mann von einem Gaste zum andern schritt und in höflicher, jedoch halb lässiger Weise die Honneurs machte.

„So, also Schloß Güstrow hat Zuwachs erhalten, Tavo? Boß Tausend, Sie könnten uns eigentlich den Spaß einer Extra-Vorstellung geben. Befehlen Sie doch, daß die soeben angekommene neue Wirtschaftsmamsell hier vor dem Herrn und Gebieter ihren Kratzfuß mache, das ist nicht mehr als recht und billig“, rief ein junger, blonder Hüne mit weingeröthetem Gesicht, in welchem trotz des tadellosen Civils der Offizier zu erkennen war.

Lautes Lachen und Bravorufen von Seiten der Zunächststehenden bekundete, wie dieses, wohl anfangs nur im Scherz hingeworfene Verlangen mit Beifall aufgenommen wurde.

„Ihr seid nicht geschickt! Unjinn, Thury, das geht ja nicht“, gab Graf Tavo unwillig zurück, „ich liebe es nicht, durch dergleichen dumme Späße meine Autorität als Gutsherr erschüttert zu sehen. Das wäre in der That der falsche Weg, in den Augen eines neuen Diensthoten meine Person zur Geltung zu bringen.“

„Im Gegentheil, wie Sie jetzt, zu Ihrer vollen Höhe aufgerichtet, mit gebietenden Blicken und von der treuen Ehrengarde Ihrer ergebenen Freunde und Cumpane umgeben, dassehen, sehen Sie wahrhaft grandios aus, Tavo. Auf Wort, drüben Ihr Nachbar, der Fürst, vermöchte durch sein Auftreten nicht besser zu imponiren“, ließ sich jetzt ein kleiner Herr mit etwas verschwommenen Zügen und weinselig blickenden Augen vernehmen, dessen mächtiger Bart, der in erstaunlicher Länge über das weiße Chemiset herabhing, wohl den mangelhaften Haarwuchs seines Hauptes ergänzen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Wismanns Verdienste um die Erschließung Afrikas.

(Schluß.)

Im Mai 1890 lebte der stiegere Bekämpfer der Empörung nach Deutschland zurück und widmete sich hier einem neuen Unternehmen. Nachdem der Aufstand unterdrückt war, handelte es sich darum, das Hinterland zu sichern. Zu diesem Zweck schien die Gewinnung eines entscheidenden Einflusses auf die drei großen Seen das erste Erfordernis zu sein. Da es auf der Hand lag, daß zur Durchführung dieser Aufgabe ein Dampfsboot auf dem Victoria Nyangasee eine große Hilfe sein würde, so unternahm Wismann die Einleitung privater Sammlungen und bestellte vor der Abreise nach Afrika das Boot. Es bedurfte indes seiner nodmaligen Rückkehr nach Deutschland, um die Sammlungen wieder in Fluß zu bringen. Mangel an Geldmitteln und eine fehlerhafte Konstruktion des Schiffes, sowie die Krankheit Wismanns verzögerten die Fertigstellung und Absendung desselben bis zum Frühjahr 1892. Die großen Transportschwierigkeiten auf dem Wasser und auf dem Landwege, vor Allem der Umstand, daß die Sklavenjagden am Tanganyika und Nyasasee bedeutend zunahmen, und daß an ein friedliches Durchziehen dieser Länder nicht zu denken war, sowie daß dieselben außerhalb der deutschen Interessensphäre

lagen und zu ihrem Betreten die Erlaubnis der portugiesischen und der englischen Regierung erforderlich war, erschwerten die beglückliche Expedition und hielten die Durchführung derselben noch mehr auf. Die Mittel, die das Antislavereikomitee zur Verfügung stellte, ermöglichten allein die Fortsetzung der langwierigen, kostspieligen Vorbereitungen, die nun immer mehr ein großes Unternehmen gegen den Sklavenraub und die Sklavenjäger wurden. Nur ein Mann von der Energie und gründlichen Kenntniß der innerafrikanischen Welt wie Wismann vermochte ein so schwieriges Unternehmen richtig anzufassen und durchzuführen. Nachdem er einen zweijährigen Urlaub dazu aus dem Reichsdienst erhalten, welchem er nach Niederwerfung des Araberaufstandes als Reichskommissar angehörte, gelang es ihm unter unjäglichen Mühen, den Dampfertransport auf dem Wege über den Zambeze- und Schirefluß nach dem Nyasasee zu bewerkstelligen.

Um sein Ziel zu erreichen, war es erforderlich, zu ganz besonders konstruirten Behältern seine Zuflucht zu nehmen; es mußte ein eigens für den Zweck hergerichteter Wagen gebaut werden, auf welchen die Wasserfälle des Schire herum der Dampfer — nach Herausnahme des Kessels und der Maschine — mittels der dazu vorhandenen Hebevorrichtungen gesetzt und über Land transportirt wurde. Abgesehen von der Umgehung der Schirefälle, mußte das Schiff über das Schire

hochland ge
Genuthum
damit war
Langenburg
nannten W
den Sklave
kämpfen. A
und die W
und mit d
ganz der
deren Verbe
Umfange ge

Nach k
des Tang
Territorien
feien. In
Entscheidun
nen und e
Wawembas
dem Tang
Wissionsstat
Flucht. M
raubte Sla
befreit und
der Wawem
Häuptlinge u
selben eine e
ein rüchichts
gange deutl
welches dur
Kultur som
zu den we
gerechnet wa
Ginöde vern

Aber r
sittung un
robusten un
sondern auc
in den zw
überführung
Seiner Umf
Besiedelung
das übrige

Innerch
hier in we
Fahne der S
in einem
Interessentp
die Station
Schiffwerft,
in Betrieb b
Bewegung
Landes zwif
Erforschung
die Verhältn
Karawanen
sowie darüb
Kifasi aus,
am zweedm
räuberischen
jährlich hein
zum Stoßen
Beseftigung
merk zu ric
Kämpfe und
Völkerschaft
biet zwischen
Westen und
gewissen Be
richen Wah
Hülfe des L
gewußt.

Nach d
dessen Ufern
dort ins W
statten komm
erleichtern.
nach kaum z
merbar gen
namentlich d
Ja, noch un
werfung un

Neben
Dampfers h
Schwarze a
Handel wele
Gute komm
betriebskun
Zeit auf dem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X189506221-14/fragment/page=0006
DFG

hochland gebracht werden. Im September 1892 hatte Wissmann die Genugthuung, den Dampfer auf dem Nyassasee in Betrieb zu sehen; damit war der inzwischen am Nordostufer begründeten Station Langenburg ein Kommunikationsmittel mit den Uferländern des genannten Wasserbeckens gegeben und zugleich die Möglichkeit geschaffen, den Sklavenhandel und den Menschenraub in jenen Gegenden zu bekämpfen. War Wissmann da, wo es die Bekämpfung der Rebellen und die Unterdrückung fanatischen Glaubenshasses galt, rücksichtslos und mit der größten Strenge vorgegangen, so widmete er sich hier ganz der humanitären Mission, den Schrecken der Sklavenjagden, deren Verherungen er auf seinen Zügen im Innern in ihrem ganzen Umfange gesehen, ein Ziel zu setzen.

Nach kurzem Verweilen am Nyassa erkannte er, daß die Südufer des Tanganyika-Sees eine Hauptzufluchtsstätte der aus den deutschen Territorien und dem Kongostaat vertriebenen Sklavenhändler seien. Im Sommer 1893 unternahm er deshalb einen Entschlußschlag gegen dieselben. Er griff mit seiner gut bewaffneten und eingeebneten Kolonne von 100 Sudanesen und Somaliten die Wawembas, die in der Stärke von 5000 Mann die Gebiete zwischen dem Tanganyika und dem Nyassa verwüsteten und die dortigen Missionsstationen bedrohten, am Kolambafu an und trieb sie in die Flucht. Mehr als hundert von den Wawembas auf ihrem Zuge geraubte Sklaven, meist Weiber und Kinder, wurden von der Expedition befreit und in ihre Heimath zurückgeführt. Durch die Vernichtung der Wawembas ist der rücksichtslosen Raubjagd der mächtigen Negerhäuptlinge und Sklavenhändler für die nächste Zeit Einhalt gethan und denselben eine empfindliche Lektion erteilt worden. Eine kräftige Abwehr und ein rücksichtsloses Vorgehen war hier dringend geboten, wenn nicht das ganze deutsche Gebiet zwischen den beiden großen Seen, ein Gebiet, welches durch seine zahlreiche Bevölkerung mit weit vorgeschrittener Kultur sowohl in industrieller wie wirtschaftlicher Beziehung gerade zu den wertvollsten Theilen unseres deutsch-afrikanischen Besitzes gerechnet werden kann, allmählig entvölkert und schließlich zur wildesten Einöde verwandelt werden sollte.

Aber nicht nur als Vorkämpfer für Humanität und Geseßung und als schneidiger Führer im Kampf mit den rohesten und kriegerischsten Stämmen dieses Theiles von Ostafrika, sondern auch als Kolonisations- und als Verwaltungschef hat Wissmann in den zwei Jahren von 1892 bis 1894 gelegentlich der Dampferüberführung nach dem Nyassasee reiche und lohnende Erfolge errungen. Seiner Umsicht und Thatkraft ist überhaupt die Erschließung und erste Besiedelung des nördlichen Nyassalandes, sowie dessen Annäherung an das übrige Schutzgebiet zu verdanken.

Innerhalb eines Zeitraumes von fast zwei Jahren hat Wissmann hier in wenig von dem Europäertum berührten Landschaften die Fahne der Kolonisation getragen und die ersten Stützpunkte geschaffen in einem sowohl politisch wie kulturell nach der deutschen Interessensphäre hin gravitirenden Gebiet. Diese Stützpunkte, d. h. die Station Langenburg mit ihren starken Befestigungen, ihrer Schiffswerft, ihren Werkstätten und Kulturanlagen, die dem dort in Betrieb befindlichen Dampfer „Hermann von Wissmann“ eine freie Bewegung gewähren, werden die Erforschung und Besichtigung des Landes zwischen der Meeresküste und dem Nyassasee erleichtern. Diese Erforschung ist jetzt für die Kolonialverwaltung geboten, um sich über die Verhältnisse zu orientiren, welche die fortwährende Abnahme des Karawanenverkehrs und des Handels in diesen Gegenden verursachen, sowie darüber, auf welchen Wegen von dem Bezirke Kilossa, bezüglich Kitaki aus, die Verbindung mit der Station Langenburg am Nyassasee am zweckmäßigsten und schnellsten zu unterhalten sein wird. Die räuberischen Einfälle der hier sesshaften Stämme, welche den Kitakibezirk jährlich heimsuchen, diesen sehr entvölkert und den Handelsverkehr dort zum Stillstand gebracht haben, nöthigen dazu, in diesen Gegenden auf Befestigung der Nacht und des Ansehens Deutschlands das Augenmerk zu richten. Außerdem hat Major v. Wissmann durch seine Kämpfe und Unterhandlungen mit den Häuptlingen der kriegerischsten Völkerschaften es erreicht, daß die politischen Verhältnisse in dem Gebiet zwischen Ubehe im Osten, Kitwa im Norden, Tanganyika im Westen und der Südgrenze des Schutzgebietes geregelt und zu einem gewissen Vertragsverhältnis geführt worden sind. Gegen die räuberischen Wähebe hat sich der neue Gouverneur die nicht zu entbehrende Hilfe des Häuptlings Merere, des Todfeindes der Wähebe, zu sichern gesucht.

Auch den zwischen dem Tanganyika- und dem Nyassa-See und an dessen Ufern etablierten christlichen Missionen wird die durch Wissmann dort ins Werk gesetzte Befestigung deutscher Macht und Kultur zu statten kommen und ihnen ihre Aufgabe, die Eingeborenen zu belehren, erleichtern. — Der Einfluß, den die Station Langenburg schon jetzt, nach kaum zwei Jahren, auf die Umgebungen übt, ist mehrfach bemerkbar gewesen. Von weit her schicken die eingeborenen Häuptlinge, namentlich die im Norden des Sees wohnenden, Gesandtschaften dorthin. Ja, noch weiter nördlich wohnende Stämme bekundeten ihre Unterwerfung und freundliche Gesinnung für das deutsche Regiment.

Neben dem politischen Einfluß, welchen wir durch den Besitz des Dampfers haben, der wiederholt einige zwanzig Europäer und etwa 380 Schwarze an Bord aufgenommen hat, leistet derselbe jetzt schon dem Handel wesentliche Dienste, die vorläufig allerdings den Engländern zu Gute kommen, inmerhin aber einige Einnahmen ergeben. Die Inbetriebsetzung eines Fahrzeuges von solcher Größe und Leistungsfähigkeit auf dem Nyassasee ist ausschließlich das große Verdienst des Majors

von Wissmann, dessen Bemühungen hier bereits gegenwärtig von den größten Erfolgen gekrönt worden sind.

So hat derselbe auch hier bahnbrechend zu einem großen Kulturwert den Grund gelegt, indem er den Kampf mit Nothheit und Barbarei als tapferer Soldat aufnahm, zu glücklichem Abschluß, wenn auch noch nicht zu Ende führte und in den mühselig dem Negertum abgerungenen Boden die ersten Keime zu wirtschaftlicher Kultur und zu völkerverbindendem friedlichen Verkehr und Erwerb legte. Nach glücklicher Beendigung der Dampferexpedition nach dem Seegebiet kehrte der jetzige Reichskommissar im Frühjahr 1894 in die deutsche Heimath zurück, um in einem längeren Urlaube seine durch die fast übermenschlichen Strapazen und das Klima geschwächte Gesundheit wieder herzustellen und ganz der Erholung zu leben. Eine werthvolle Gabe dieser Muße, die er in seinem Familienkreise verlebte, bilden die in dieser Zeit von ihm geschriebenen, vom „Militair-Wochenblatt“ veröffentlichten Schilderungen und Rathschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten, die später auch in Buchform erschienen sind.

Möge dem verdienstvollen und so rühmlich bewährten Vertreter deutscher Afrikapolitik und deutscher Afrikaforschung ein langes gegenstandsreiches Wirken in seinem neuen Wirkungskreise beschieden sein, wohin ihn die aufrichtigsten Sympathieen und die treuesten Wünsche seiner Landsleute begleiten.

Allelei.

Der Nordostseefanal wird des Nachts in seiner ganzen Ausdehnung elektrisch beleuchtet. Eine Aufgabe, wie die der Beleuchtung des 98,6 Kilometer langen Nordostseefanals, war bisher der Elektrotechnik noch nicht gestellt worden. Wohl hat man den elektrischen Strom schon nach einem entfernter gelegenen Punkte geleitet, um ihn dort zur Kraftübertragung und Beleuchtung zu verwenden. Indessen bietet eine solche Aufgabe, für welche die erste erfolgreiche Ausführung in der 28 Kilometer langen Uebertragung der Wasserkraft des Anio bei Livoli nach Rom bereits seit 1892 vorliegt, nicht annähernd die Schwierigkeit wie die am Nordostseefanal ausgeführte Beleuchtung der ganzen Strecke. Der elektrische Strom ist nach einem Punkte hin leicht zu übertragen und zu reguliren, während es erhebliche Schwierigkeiten bereitet, eine große Zahl hintereinander liegender Lampen auf weite Entfernungen hin derart elektrisch zu betreiben, daß die Sicherheit und Wirtschaftlichkeit des Betriebes und der Anlage gewährleistet erscheint. Die Aktiengesellschaft Helios in Köln-Chrensfeld hat die gestellte Aufgabe gelöst. Es handelt sich aber nicht allein um die Beleuchtung der Kanalstrecke selbst, sondern auch um das große Lichtbedürfnis für die Schleusen, Häfen, Gebäude und Hafenleuchten. Neben den Centralmaschinen-Anlagen in Holtkenau und Brunsbüttel wurden die Gebäude für die elektrischen Maschinen-Anlagen errichtet. Jede Anlage enthält zwei langsamlaufende Dampfdynamomachinen, die nur mit 85 Umdrehungen in der Minute laufen, jede leistet bis zu 200 effekt. Pferdestärken. Die Leitungen sind fast ausnahmslos unterirdisch als Kabel verlegt. Die Kanalstrecke ist in vier Abschnitte eingetheilt und zwar derart, daß von Holtkenau je ein Abschnitt auf der nördlichen und südlichen Kanalseite bis zu Kilometer 47 reicht; von da sind ebenfalls zwei Abschnitte, der eine nördlich und der andere südlich des Kanals an Brunsbüttel angeschlossen. Auf diese Weise sind vier Lampenreihen vorhanden, für welche jedesmal Hin- und Rückleitung vorzuziehen war. Durch jeden dieser Leitungsabschnitte werden 250 Glühlampen von je 25 Kerzenstärken betrieben, sodaß sich eine mittlere Entfernung von Lampe zu Lampe von 196 Meter ergibt. Da indessen die Seen, welche vom Kanal durchschnitten werden, keine elektrische Beleuchtung erhalten (die Fahrwinne in den Seen ist durch Gasbojen während der Nacht angezeigt), so ergibt sich eine mittlere Entfernung von ca. 160 Meter. In Wirklichkeit variiert die Entfernung der Lampen aber von 80 bis zu 250 Meter, da in den geraden Strecken des Kanals die Beleuchtung bei 250 Meter Entfernung der Lampen von einander vollkommen genügend ist, während der Abstand der Lampen in den Kurven entsprechend geringer ist.

Albanas, der gewaltige Räuberhauptmann, ist noch auf freiem Fuße! Diese Nachricht geht dem „Lok.-Anz.“ amtlich zu. Albanas dürfte noch Allen in Erinnerung sein. Er war es, der mit seiner Bande in der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni 1891 den Stangen'schen Vergnügungszug nach Konstantinopel überfiel und den inzwischen verstorbenen Herrn Moritz Israel, ehemaligen Senior des Berliner Hauses N. Israel, den Privatier Oskar Gräger, den Direktor Solitander, beide in Berlin wohnhaft, sowie den Fabrikanten Rothschürbich und den Rittergutsbesitzer Maquet-Siegelsdorf als Geiseln hinwegführte. Ueber das Schicksal des Albanas nach dem Ueberfall sind verschiedene Versionen verbreitet, unter Anderem, daß er gefangen und hingerichtet worden sei. Der „Lok.-Anz.“ ist in der Lage, auf Grund eines jetzt eingegangenen Schriftstückes des österreichisch-ungarischen Konsulats in Kirklisse (Türkei) folgende Daten mitzutheilen: Albanas befindet sich nach wie vor auf freiem Fuße; entgegen anderweitigen Mittheilungen ist seine Ergreifung bisher nicht geglückt. Sinegen sind in der letzten Zeit fünf A u b e r dem Arme der Gerechtigkeit überliefert und von den Behörden in Kirklisse dem Standgericht in Adrianopel über-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-171133730-16872166X189506221-14/fragment/page=0007



antwortet worden, welche nachweislich zur Bande des Athanas gehörten. Weitläufige Erhebungen, deren Einzelheiten wir übergehen dürften, zeigten die folgende Aussage der Banditen: „Wir gehören sämtlich der Bande des Athanas an. Unser Herr und Meier aber ist, nachdem er das Lösegeld von 200 000 Fr. durch das Konsulat erhalten hat, spurlos verschwunden. Bei der Teilung der Beute sind wir arg übervothelt worden. Denn wir haben jeder nicht mehr als 700 Fr. erhalten; den Rest hat der Hauptmann genommen, der sich jetzt irgendwo in Konstantinopel oder anderswo in einer Hafenstadt mit den Damen amüsiert, die er während unserer Campagne nicht streng genug aus unserem Verkehr fernzuhalten mußte.“ — Irrend welche Entschädigung, welche unsere beraubten Landsleute anstreben, ist denselben von der türkischen Regierung nicht zubehilft worden; die Angelegenheit ist seitens derselben durch die Zahlung des Lösegeldes, welches die Poste aufbrachte, als erledigt betrachtet worden. Hierbei möge erwähnt sein, daß unsere Landsleute in Erinnerung der Todesgefahr, unter deren Zeichen sie acht Tage in der Gewalt des Räuberhauptmanns Athanas waren, einen herzlichen Verkehr mit einander unterhalten und an dem Gedentage ihrer Befreiung Gruß um Gruß mit einander austauschen.

Ein neuer Selbstmörder-Klub ist in New-York entdeckt worden. Die dortige Polizei wurde durch Briefe von Selbstmördern, deren erschreckende Zunahme in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit der Behörde erweckte, auf die Spur des Klubs gebracht. Der Klub, der im Januar v. J. gegründet wurde, führte den Namen „Round Robin.“ Seine Mitglieder setzten sich aus wenig bemittelten Ausländern zusammen. Die Zahl der Ausgenommenen durfte 13 nicht übersteigen; über die Hälfte waren Deutsche! So bald ein Mitglied sich getötet hatte, wurde sein Platz von einem Andern eingenommen. Der erste Selbstmord wurde am 12. März von einem gewissen Friedrich Dehmar, einem Deutschen, vollführt. Ihm folgte seine Schwester Marie am 27. desselben Monats. Danach fiel das Loos auf Jakob Gumbert, der sich am 11. April vergiftete, und schon am 26. April erschickte sich der Oesterreicher Otto Schwernell. Am 11. Mai — zwei Selbstmorde waren für jeden Monat festgesetzt — nahm sich die 24 jährige Martha Balmar das Leben, und am 27. folgte ihr Peter Bondehaffer, ein Schweizer, der sich erhängte. Am 10. Juni ertränkte sich ein Deutsch-Amerikaner John Suchfuß, und der nächste Selbstmord soll am 25. d. M. stattfinden, der hoffentlich durch die Polizei verhindert werden wird. Eine der Regeln war, daß, nachdem das Loos, bisweilen auch die Roulette über das Opfer entschieden hatte, dieses nach 12 Stunden den Selbstmord ausgeführt haben mußte; für die Ausführung war Jedem freie Wahl belassen. Hoffentlich wird diesem Wahnsinn durch die Behörde ein Ziel gesetzt!

Eine merkwürdige Briefbeförderung. Von der entlegenen kleinen Insel St. Kilda sind Nachrichten in London eingetroffen, die das Meer gratis befördert hat: Es wurde nämlich an der Küste einer der Schelland-Inseln eine Blechbüchse aufgeschickt, die zehn Briefe enthielt, vier für Glasgow, drei für Harris und zwei für London. Außerdem fand man das Geld für die Briefmarken und einen Zettel, darauf „St. Kilda N. B., 1. März 1895“ und unterschrieben „Findlay Gillies“. Auf dem Zettel wurde der Finder der Büchse gebeten, die Briefe zu befördern, da es Geschäftsbriefe seien, und außerdem mitgeteilt, daß auf der Insel Alles wohl sei; daß das Wetter während des Winters sehr stürmisch war, und daß seit letztem Jahre keine Hochzeiten, Geburten und Todesfälle zu verzeichnen seien. Die Entfernung von St. Kilda bis zu den Schellands ist 480 Kilometer; die Büchse hat sie in drei Monaten und neun Tagen zurückgelegt. — Man sieht, das Meer ist ein billiger, aber langsamer Postbote.

Eine „Mustergemeinde“ ist Montebello Jonica im schönen Italien. Der dortige Arzt hat von der Stadt 2200 Lire zu fordern. Die Polizisten verlangen seit vier Monaten vergebens ihren Lohn; der städtische Sekretär und der Vicesekretär wissen nicht mehr, wie Geld aussteht; der Schulpedell träumt von monatlichen 15 Lire, die ihm einst als Gehalt versprochen wurden, und — das Ende krönt das Werk — der Bürgermeister und der Kammerer sitzen wegen Unterschlagung im Gefängnis.

Humoristisches Allerlei. Malitiös. „Und wie alt ist Ihr Gatte, gnädige Frau?“ — „Bierzig Jahre!“ — „Wir sind zehn Jahre auseinander!“ — „So, für fünfzig hätte ich Sie aber noch nicht gehalten!“

Zu schüchtern. „Der Herr Direktor soll drei Millionen besorgen und nur zwei versteuern.“ — „Ja, er ist ein verschämter Reicher!“

Kasernenhofblüthe. Sergeant (zum Rekruten): „Dibbelberger, ich habe Sie im Verdacht, den Stein der — Dummen gefunden zu haben!“

Intimer Auftrag. „... Oskar, morgen ist Kränzchen, besorge tash etwas Kaffee und einige Geheimnisse!“

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

Das **Zeitliche Kriegstagebuch** („Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen“, Verlag von Stephan Geibel in Altenburg), dessen erste Lieferung wir i. J. besprochen haben, ist bis 6 erschienen. Wir begleiten den „Musketier Zeig“ auf seinem Marsch durch die Vogesen, wir lernen den Feldwebel mit dem berühmten gewordenen „Rassé—Passé“ kennen; eine geradezu köstliche Episode! Endlich wird der heiße Wunsch des Verfassers erfüllt, er kommt bei Sedan „ins Feuer“. Die Schilderung des Bivaks vor der Schlacht, dann die der Schlacht selbst ist spannend, ja geradezu dramatisch. „Musketier Zeig“ erhält für seine Leistungen und sein Verhalten bei Sedan das eiserne Kreuz. Die Ansichten und Feldzugspläne der Musketiere, ihre Aeußerungen über die Führung auf deutscher und französischer Seite sind höchst ergötzlich und mit köstlichem Humor geschildert. Die Illustrationen sind sehr hübsch; kurz, ein prächtiges Buch, dessen Anschaffung wir unseren Lesern nicht warm genug empfehlen können, ganz besonders, da es in der neuen billigen Jubel-Ausgabe (29 wöchentliche Lieferungen à 20 Pfennige) dem Käufer kein zu großes Opfer auferlegt.

In der neuen, soeben zur Ausgabe gelangten Serie von **Meyers Volksbüchern** bietet diese im besten Sinne des Wortes volkstümliche Sammlung den zahlreichen Freunden guter und billiger Lektüre in erster Linie eine treffliche Auswahl fesselnder Erzählungen. Schildert Charles Sealsfield in seinem Roman „Der Bireg und die Arijotratzen“ (Nr. 1077 bis 1080, I. Theil, Nr. 1081 bis 1084, II. Theil) die Kämpfe, die sich im Jahre 1812 in Mexiko abspielten, mit einem Farbenreichtum, wie er lebendiger kaum gedacht werden kann, so vertritt André Theuriet in seinen Erzählungen: „Die Tabakspfeife“ — „Die Murmel“ — „Die Forelle“ (Nr. 1087), die abgeschliffene, zierliche Darstellungsweise unserer westlichen Nachbarn. Den tiefen melancholischen Ernst der Kleinsten kennzeichnet Wladimir Korolenko's Studie „Der blinde Musiker“ (Nr. 1085 bis 1086), die in ergreifender Schilderung die rührende Kindesgeschichte eines Blindgeborenen entwickelt. In Nr. 1093 wirbt Ernst Pasqués ansprechendes Erzählertalent mit der Novelle „Das Urbild des Fideho“ um neue Freunde. Die weiteren Nummern der Serie enthalten Viktoria Persejios grandioses Lustspiel „Eine Seifenblase“ (Nr. 1095), in autorisierter Uebersetzung von Joh. Scherpe, die Reichsverfassung (mit Anmerkungen und Sachregister von einem praktischen Juristen, Nr. 1094); ferner Ernst Moriz Arndt's patriotische Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ (Nr. 1096) und zwei Skizzen aus dem Gebiete der exakten Wissenschaften: „Grundzüge der Völkerkunde“ (Nr. 1088 bis 1090) von Friedrich Nagel und „Die Erde im Weltraume“ (Nr. 1091—1092) aus „Neumans Erdgeschichte“. — „Meyers Volksbücher“ rechtfertigen durch die Gediegenheit und Vielfältigkeit ihres Inhalts wie auch durch Billigkeit und gute Ausstattung (jede Nummer in handlichem Taschenformat kostet geheftet und beschnitten, bei sauberm, lesbarem Druck und gutem Papier, nur 10 Bfg.) die wärmste Empfehlung an jeden Litteraturfreund. Ausführliche Verzeichnisse der bisher erschienenen Nummern können kostenfrei durch jede Buchhandlung oder auch vom Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien bezogen werden.

Zur **Gartenbesetzung** bringt das neueste Heft der illustrierten Zeitschrift für Naturfreunde „**Natur und Haus**“ einen mit vielen Abbildungen geschmückten Aufsatz ihres Herausgebers Max Hessdörffer. Der Gartenfreund wird darin hingewiesen auf eine ganze Reihe der schönsten und dankbarsten Gartenblumen und gleichzeitig über die richtige Pflanzung und Pflege derselben unterrichtet. Ferner bringen die neuesten Hefte der Zeitschrift eine Anleitung über Kalte-Kultur, der sich neuerdings wieder viele Blumenfreunde zuwenden. Sehr lehrreich und nützlich sowohl für den Gartenfreund als auch für den Entomologen ist ein mit vielen Abbildungen geschmückter Aufsatz von E. Sabel: „Die wichtigsten der auf Obstbäumen und Beerensträuchern lebenden Mäusen und deren Schmetterlinge“. Der Vogelfreund findet ebenfalls wieder mehrfache Belehrung und Anregung durch folgende Artikel: Die Gartengräsmücke in der Freiheit und Gefangenschaft. Von Professor Dr. W. Hef. — Die Lerchen als Zimmervögel. Von Dr. Morell. — Einrichtung und Bevölkerung einer Zimmervoliere. Von demselben. Beide Aufsätze enthalten reizende Abbildungen. Ferner nennen wir von dem reichen Inhalt der letzten Hefte folgende Artikel: Ein Raubthier-Aquarium. Von D. Schlotte. — Ornithologische Skizzen vom Niseitrande. Von B. Müller-Kaempf. — Die Bepflanzung der Aquarien. Von M. Hessdörffer. — Der Lachs und sein Fang. Von D. S. Brandt. — Kleine Mittheilungen. — Monatskalender. — Briefkasten. — Diese Fülle des Gebotenen ist ertaunlich im Vergleich zu dem billigen Preise der Zeitschrift von nur 1 M. 50 $\frac{1}{2}$ das Vierteljahr. Jeder Naturfreund lasse sich ein Probeheft vom „Verlage von Natur und Haus“, Berlin SW. 46, kommen.

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.